

Anja Weiß

Diskussionsbeitrag zu Uwe Schimank: Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft¹

Eine gute Theorie ist einfach und elegant. Viele missverstehen diesen Anspruch und konzentrieren sich auf die eine große Erklärung. Alles, was nicht zu ihr passt, muss ignoriert, undefiniert oder zumindest als nachrangig erklärt werden.² Auf den einen großen Wurf muss der nächste konkurrierende Entwurf folgen. Nach einigen Zyklen dieser Art ist heute eine gewisse Sprachlosigkeit zu beobachten. Zu oft wurde gezeigt, dass eine Perspektive allein die Welt nicht erklären kann. Nun überwiegen Ausweichbewegungen wie die detailverliebte Exegese großer Würfe, die Selbstbeschränkung auf die mittlere Reichweite oder das eklektische Nebeneinander. Diesen Zustand will Uwe Schimank nicht hinnehmen. Er würdigt die Notwendigkeit unterschiedlicher Perspektiven auf die Welt und er will sie nicht nebeneinander stellen sondern präzise kombinieren. Damit entwickelt er eine wirklich weiterführende Theoriestrategie und er ebnet Gesellschaftstheorien den Weg, die mehr als eine Schule denken können.

Soweit so gut. Wie steht es mit der Lösung, die Uwe Schimank gefunden hat? Sie ist genau argumentiert, umfassend und nimmt viele mögliche Kritiken vorweg. Ich bin nur an einem Punkt skeptisch geworden, der sich jedoch zu einem grundsätzlichen Argument verdichten lässt.

Der Punkt beginnt mit einem Unbehagen: Ist es soziologisch sinnvoll, der Selbstbeschreibung einer Wirtschaft zu folgen, die sich selbst als einzigen Leistungsproduzenten sieht, der die anderen Systeme unterstützt? Dagegen spricht, dass das Wirtschaftssystem zahlreiche fiktive Leistungen hervorbringt, die Geld wert sind, aber das, was Gesellschaftsmitglieder als Leistung in Anspruch nehmen können, nicht vermehren, sondern vermindern. Zum Beispiel Finanzdienstleistungen, die sich von der sog. »Realwirtschaft« entkoppeln, aber auch »Natur«-Katastrophen, die das Bruttosozialprodukt durch Wiederaufbau steigern.

Formuliert man die Besonderheit des Wirtschaftssystems etwas vorsichtiger, so könnte man meinen, dass die Wirtschaft zwar Leistungen von zweideutigem Wert hervorbringt, dass sie aber immerhin auf eigenen Füßen stehen kann, also ohne Transfers aus anderen Bereichen auskommt (Schimank 2015: 253). Auch das ist nicht der Fall, denn die Wirtschaft benötigt die Leistungen der Institutionen, die sie durch Steuern mit finanziert (Bildung, Sicherheit), und die Menschen, die in der Wirtschaft arbeiten,

1 Ich danke Gregor Bongaerts für die kritische Lektüre und wichtige Hinweise.

2 Ein Paradebeispiel fürs Theorieseminar: Davis und Moore 1945.

werden nicht allein durch Waren und kommodifizierte Dienstleistungen, sondern v.a. auch durch unbezahlte Arbeit (von Frauen, in ärmeren Ländern) reproduziert. Zudem ist die kapitalistische Wirtschaft auf expandierende Märkte angewiesen. Ob sie durch Subventionierung der eigenen Arbeiter (Keynes) »intern« wachsen kann oder nur durch fortgesetzte Erschließung neuer Konsumentengruppen (Imperialismus) expandiert, ist zwar umstritten. Dass die Ausbeutung von Rohstoffen externe »Leistungen« ins ökonomische System spült und dass formelle Geldwirtschaft und informelle Subsistenzwirtschaft auch im Globalen Norden ineinander greifen, ist aber weitgehend Konsens.

Das ist alles kein Argument gegen eine Differenzierungstheorie, die ja selbst hervorhebt, dass die verschiedenen Systeme aufeinander angewiesen bleiben. Auch dass einige Systeme mehr Durchschlagskraft entfalten als andere, ist für Differenzierungstheorien unproblematisch. Die Frage ist jedoch, *warum* einige Systeme mächtiger sind als andere. Hier präferiert Schimank im Gefolge Luhmanns sachliche Logiken: Die Wirtschaft ist mächtig, weil sie als einzige mehr Geld produziert als sie verbraucht: »Nur Unternehmen verdienen die Kosten ihrer Leistungsproduktion selbst durch den Verkauf der entsprechenden Güter und Dienstleistungen – im Gegensatz zu den nicht kostendeckenden Gebühren, die etwa Krankenhäuser, Hochschulen oder Gerichte als Leistungsproduzenten anderer Teilsysteme von ihren Leistungsabnehmern erhalten« (Schimank 2015: 253). Wenn man diesen Satz so liest, dass die Verteilung von Geld etwas ist, das alle Systeme brauchen, ist er richtig. So kann man aber kaum begründen, warum das ökonomische System so wichtig ist. Wenn man ihn so liest, dass nur die Wirtschaft aus sich heraus (ohne Leistungen aus anderen Systemen) Leistungen produziere, erklärt Schimanks Formulierung sachlich, warum sich die anderen Systeme der Wirtschaft unterwerfen müssen (»Ökonomisierungsdruck«). Wie oben gezeigt, ist die Wirtschaft anderen Systemen aber nicht dadurch überlegen, dass sie aus sich heraus Leistungen produziert, sondern die anderen Systeme produzieren Leistungen in eigener Währung, die sich eine kapitalistische Wirtschaft aneignet, ohne dies durch eigenständige Leistungsfähigkeit legitimieren zu können.

Bringt man dieses Anfangsunbehagen auf den theoretischen Punkt, so lässt es sich in etwa so formulieren: Schimanks theoretische Strategie zielt darauf ab, den minimalen Kern der Differenzierungstheorie zu identifizieren. Daher vermeidet Schimank wohlüberlegt die ungleichheitssoziologischen Beimengungen, die z. B. die Bourdieusche Feldtheorie auszeichnen. Jedoch gelangt er so zu einer Lesart der Differenzierungstheorie, die sachliche Funktionslogiken überbewertet und die nicht genügend Distanz zur Reflexionstheorie des ökonomischen Systems erkennen lässt. Zusammen mit einer Lesart der Kulturtheorie, die positive kulturelle Leitideen privilegiert, werden herrschaftsförmige (soziale und symbolische) Differenzierungslogiken unterschätzt. Die für Schimank theoriestrategisch notwendige Unterstellung, dass man sachliche Differenzierung und Herrschaft präzise trennen kann, trägt außerdem dazu bei, dass es unnötig erscheint, den eigenen theoretischen Blick daraufhin zu hinterfragen, ob er selbst standpunktabhängig oder auch herrschaftsförmig sein könnte. Diese Punkte sollen etwas genauer ausgeführt werden.

1 Die Anerkennung von Leistungen ist Teil der Leistung

In einem klassischen Text zu institutioneller Diskriminierung in Organisationen zeigt Alvarez (1979) dass es unmöglich ist, eindeutig zwischen der Produktivität einer Arbeitskraft und zugeschriebenen Merkmalen zu trennen. Wenn die Belegschaft denkt, dass Führungspersonal groß gewachsen, männlich und weiß sein sollte, sind Manager mit diesen Merkmalen produktiver, weil sie von der Unterstützung (»sponsorship«) der anderen Beschäftigten profitieren. Ähnliche Überlegungen finden sich in zahlreichen Ungleichheitssoziologien: Es ist für Firmen ökonomisch rational, entlang von kontingenten Kriterien zwischen einem primären und sekundären Arbeitsmarktsegment zu unterscheiden (Offe und Hinrichs 1984). Es ist für Gewerkschaften hilfreich, wenn sie entlang von askriptiven Kriterien mobilisieren können (Parkin 1979). Kulturelles Kapital wird wertvoller, wenn es nicht nur inkorporiert, sondern institutionalisiert ist, wenn es also anerkannt wird (Bourdieu 1983; Nohl et al. 2014), usw.

Man kann nun mit dem Alltagsverstand, Luhmann und dem größeren Teil der Wirtschaftswissenschaften zwischen rationaler, legitimer, meritokratischer usw. Leistungsbeurteilung auf der einen Seite sowie vormodernen, irrationalen, diskriminierenden, politisch überformten und symbolischen Kämpfen auf der anderen Seite unterscheiden.³ Jedoch zieht hier das (Alltags-)Denken etwas künstlich auseinander, was empirisch in einer Art Endloszirkel ineinandergreift. Wenn große, weiße Männer als Führungskräfte eher loyale Gefolgsleute finden, werden willkürliche askriptive Kriterien funktional. Am Beispiel der Demokratie lässt sich noch weitergehend argumentieren, dass hier askriptive Kriterien nicht nur hilfreich, sondern notwendig sind, um das Staatsvolk abzugrenzen, das dann legitime kollektive Entscheidungen fällt (Brubaker 2000; Weiß 2006).⁴

In einer Differenzierungstheorie Bourdieuscher Prägung werden Felder nicht nur nach sachlichen Gesichtspunkten unterschieden, sondern das, was als in der Sache liegend erscheint, ist zugleich stets Ergebnis sozialer und symbolischer Kämpfe (Bourdieu 1999). Was sich im Feld der Kunst als Avantgarde durchsetzt, muss bestimmte sachliche Merkmale aufweisen: Es sollte Aufmerksamkeit erregen und mit der Orthodoxie des Feldes brechen. Zugleich ist das, was sich genau zu einem spezifischen Zeitpunkt als Avantgarde des Kunstfeldes durchsetzt, Ergebnis pfadabhängiger historisch spezifischer Kämpfe. Beide Gesichtspunkte verschwimmen auch deshalb miteinander, weil beide gleichermaßen von den Spielern als nicht anders denkbar geglaubt werden. Die Handelnden haben die aktuellen Regeln bzw. den Bruch mit ihnen verinnerlicht und spielen das Spiel, so als wenn es nicht anders sein könnte. Außerdem ist der Zugang zum Kreis jener, die mitspielen können und dürfen und die über die Regeln mitentscheiden, die wie-

3 Zur Außergewöhnlichkeit einer rein ökonomischen Logik siehe Bongaerts 2008.

4 Für die Personalauswahl in Organisationen lässt sich ebenfalls leicht zeigen, dass die Effizienz gesteigert wird, wenn nicht alle Personen für Vorstellungsgespräche berücksichtigt werden, die potenziell für eine offene Stelle in Betracht kommen würden. Eine empirische Studie dazu, wie die Organisation Schule ethnische Semantiken nutzt, um Organisationsziele zu erreichen findet sich bei Gomolla und Radtke (2002).

derum über den Zugang entscheiden, sowohl von den Strukturen des sozialen Raumes als auch vom aktuellen Stand sozialer und symbolischer Kämpfe abhängig.⁵

Während Bourdieu Ungleichheits- und Differenzierungstheorien verschwimmen lässt, womit er eine langwierige Diskussion darüber angestoßen hat, wie man die Theorie des Sozialen Raumes und die Feldtheorie genau zusammendenken kann (Rehbein 2006; Kieserling 2008; Petzke 2009), will Schimank beide Theoriefamilien auseinanderziehen. Folgt man der von ihm favorisierten minimalistischen und präzisen Theoriestrategie, so könnte eine Lösung für das angesprochene Problem darin liegen, soziale/symbolische/kulturelle Logiken als unhintergehbaren Bestandteil von funktionalen Überlegungen zu akzeptieren, wie das beispielsweise der Pragmatismus tut.

2 Reflexion des eigenen Standpunkts

Für die Verbindung von Differenzierungs- und Kulturtheorie würde das bedeuten, dass man neben positiven kulturellen Leitideen, die sachliche Differenzierung anleiten und motivieren, verstärkt auch an die Herrschaftsförmigkeit kultureller Leitideen denkt, die historisch spezifische soziale Schließungen funktional unabdingbar und natürlich erscheinen lassen. Die kulturtheoretische Schule müsste also u.a. auch als herrschaftstheoretische Schule gedacht werden.

Dass dies möglich wäre, wird auf Seite 241 angesprochen. Allerdings wird die Kehrseite kultureller Legitimität nicht mit Blick auf kulturell legitimierte Herrschaftsverhältnisse ausformuliert, sondern als Einengung individueller Handlungsspielräume oder als Überlastung des Individuums durch zu viele Optionen. Das ist nachvollziehbar, denn auch herrschaftskritische Theorien trifft Schimanks Kritik, dass sie nach Art großer Würfe unpräzise werden, weil sie die ganze Welt durch Herrschaftsverhältnisse erklären. Im Unterschied zu anderen theoretischen Alternativen wird diese Alternative von Schimank aber als nicht satisfaktionsfähig disqualifiziert, weil es sich – so in einer Fußnote in Anlehnung an Weischer – um einen »derzeit politisch korrekten, soziologisch nicht durchdrungenen Alltagseindruck der Gesellschaftsmitglieder« (Schimank 2015: 255, Fn. 28) handele.

Das ist aus zwei Gründen misslich. Zum einen wird so ein wichtiger Teil der kulturtheoretischen Theoriefamilie ausgeblendet, der die historisch spezifischen Voraussetzungen »sachlicher« Differenzierung benennen kann. Zum zweiten erzeugt Schimank einen blinden Fleck der eigenen Theoriebildung, weil eine Reflexion über die partikularen sozialen Voraussetzungen der eigenen theoretischen Perspektive fehlt, also z.B. der von Bourdieu geforderte doppelte Bruch nicht nur mit dem Alltagsverstand, sondern auch mit der wissenschaftlichen Objektivität (Bourdieu, Chamboredon und Passeron 1991).

Ein solcher Bruch ist nicht ganz einfach zu bewerkstelligen, aber das eingangs formulierte Unbehagen deutet darauf hin, wo Schimanks Vorschlag sozial zu verorten ist. Z. B.

5 Ein vergleichbares Argument im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie findet sich bei Dutra Torres 2013.

orientiert er sich stark am Idealbild europäischer nationaler Wohlfahrtsstaatlichkeit, das als beste Lösung für die Strukturprobleme der Gesellschaft erscheint, wobei man der Fairness halber sagen muss, dass Schimank die empirischen Implikationen dieser Einseitigkeit selbst in den FN 15, 19 (Schimank 2015: 246f.) und am Schluss problematisiert. Die Gewalt, die entwickelte Wohlfahrtsstaaten an Grenzen und im Außenverhältnis ausüben und der weniger privilegierte Gruppen trotz Gewaltmonopol auch im Innenverhältnis ausgesetzt bleiben, wird so unsichtbar gemacht. Schimanks Minimalanthropologie ist individualisierend, d.h. sie geht von einem modernen Individuum aus, das zwar sozial eingebettet ist, aber für sich stehen kann. Diese Minimalanthropologie wurde von Kapitalismuskritik (Adorno 1972), Diskurstheorie und Geschlechterforschung (Keller 1988; Hirschauer et al. 2014) auf ihre (herrschaftsförmigen) impliziten Voraussetzungen hin befragt.

Diese Beispiele zielen nicht darauf ab, Schimanks Vorschlag als falsch und die auf Seite 255, Fn. 28 disqualifizierte Konkurrenz als richtig zu bewerten. Sie führen jedoch zu einem zweiten Argument hin: Wenn man in Betracht zieht, dass die eigene Theoriestrategie herrschaftsförmig sein könnte und aus diesem Grund eine zweite Reflexionsschleife (z. B. den von Bourdieu vorgeschlagenen Bruch mit dem Objektivismus) einbaut, können daraus wieder neue Erkenntnisse hervorgehen.

Walby (2009) nimmt z. B. Intersektionalitätstheorien ernst, obwohl sie diese kritisiert. Die von ihr vorgeschlagene Systemtheorie würde Schimank nicht überzeugen, denn der doch recht vage gehaltene Systembegriff dürfte ihm schon bei der ersten Lektüre ein kaltes Grausen einjagen. Jedoch eröffnet Walbys Theoriebildung eine Alternative zum oben diskutierten Problem. Sie unterscheidet zwei Arten von »Systemen«, »institutional domains« und »regimes of inequality«, die sich wechselseitig überlagern und durchdringen.

Wenn man im Rahmen einer Differenzierungstheorie unterschiedliche Arten von Systemen und nicht nur die Ebenen Funktions-, Organisations-, Interaktionssystem unterscheiden könnte, müsste man nicht mit Bourdieu Differenzierungs- und Ungleichheitstheorie verschwimmen lassen oder mit Luhmann sachliche gegenüber sozialen Logiken privilegieren. Grob skizziert, könnten sachliche und soziale Differenzierungslogiken je verschiedene Verbindungen eingehen. Im Gefolge Luhmanns und Schimanks ließen sich abstrakte Systeme, die hinter dem Rücken der Akteure »objektiv« wirken und legitime »Leistungen« erbringen, als ein Extrem denken. Auf der anderen Seite stünden herrschaftsförmige Regime wie Rassismus und Patriarchat, die im Wechselspiel zwischen symbolischer Gewalt (aka Diskursen) und symbolischen Kämpfen ungleiche Lebenschancen hervorbringen. Dazwischen ließen sich vielleicht die Bourdieuschen Felder ansiedeln, deren *illusio* Sachliches und Umkämpftes verschmelzen lässt. Aus der Perspektive von Personen würden dann sowohl In- und Exklusionen in sachlich differenzierte Systeme als auch eine Vielzahl von im- und expliziten Zugehörigkeiten zu symbolisch umkämpften Kategorien und sozialen Feldern über Lebenschancen mit entscheiden.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1972): »Soziologie und empirische Forschung«. In: Theodor W. Adorno (Hg.): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt u.a.: Luchterhand, S. 81-101.

- Alvarez, Rodolfo (1979): »Institutional discrimination in organizations and their environments«. In: Alvarez, Rodolfo/Lutterman, Kenneth G. (Hg.): *Discrimination in Organizations*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers, S. 2–49.
- Bongaerts, Gregor (2008): *Verdrängungen des Ökonomischen. Bourdieus Theorie der Moderne*. Bielefeld: transcript.
- Bourdieu, Pierre (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«. In: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2)*. Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean Claude (1991): *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin: De Gruyter.
- Brubaker, Rogers (2000): »Staatsbürgerschaft als soziale Schließung«. In: Holz, Klaus (Hg.): *Staatsbürgerschaft. Soziale Differenzierung und politische Inklusion*. Opladen: VS Verlag, S. 75-91.
- Davis, Kingsley/Moore, Wilbert E. (1945): »Some principles of stratification«. *American Sociological Review* 10(2), S. 242-249.
- Dutra Torres, Roberto (2013): *Funktionale Differenzierung, soziale Ungleichheit und Exklusion*. Konstanz, München: UVK.
- Gomolla, Mechthild/Radtke, Frank-Olaf (2002): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffmann, Anika/Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Keller, Catherine (1988): *From a broken web: separation, sexism and self*. Boston: Beacon Press
- Kieserling, André (2008): »Felder und Klassen: Pierre Bourdieus Theorie der modernen Gesellschaft«. *Zeitschrift für Soziologie* 59(1), S. 3-24.
- Nohl, Arnd-Michael/Schittenhelm, Karin/Schmidtke, Oliver/Weiß, Anja (2014): *Work in Transition. Cultural Capital and Highly Skilled Migrants' Passages into the Labour Market*. Toronto: Toronto University Press.
- Offe, Claus/Hinrichs, Karl (1984): »Sozialökonomie des Arbeitsmarktes: primäres und sekundäres Machtgefälle«. In: Offe, Claus (Hg.): *Arbeitsgesellschaft. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven*. Frankfurt/M., New York: Campus, S. 44-86.
- Parkin, Frank (1979): *Marxism and class theory: a bourgeois critique*. New York: Columbia University Press.
- Petzke, Martin (2009): »Hat Bourdieu wirklich so wenig »Klasse«? Replik auf André Kieserlings Aufsatz »Felder und Klassen: Pierre Bourdieus Theorie der modernen Gesellschaft«. *Zeitschrift für Soziologie* 38(6), S. 514-520.
- Rehbein, Boike (2006). *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. Konstanz: UVK.
- Walby, Sylvia (2009). *Globalization and Inequalities. Complexity and Contested Modernities*. Thousand Oaks CA: Sage.
- Weiß, Anja (2006). »The racism of globalization«. In: Macedo, Donald / Gounari, Panayota (Hg.). *The globalization of racism*. Boulder, CL; London: Paradigm Publishers, S. 128-147.

Anschrift:

Prof. Dr. Anja Weiß
 Universität Duisburg-Essen
 Institut für Soziologie
 Lotharstr. 63
 47057 Duisburg
 anja.weiss@uni-due.de